Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 25

Artikel: Der Ueberwinder [Fortsetzung]

Autor: Aeby, Alfons

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644282

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 21.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 25 - 26. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 20. Juni 1936

Bergwald. Von Rudolf Pfister.

Wald auf der Kuppe da oben,
Hoch in die Allmacht verwoben
Ragst du in Morgenhelle,
Schirmende Liebeskapelle,
Aetherumfernte Ruh,
Sonnedurchglänzte du.

Zwischen Tannen und Buchen
Schillernde Falter sich suchen,
Bauen tanzende Mücken
Schwebende Himmelsbrücken,
Harren Blumen am Grund
Still der erfüllenden Stund.

Lautlos in göttlichem Schweigen
Aesen die Rehe und äugen;
Tief durch das laubige Dämmern
Hört man die Buntspechte hämmern.
Löse dich, Schmerz, wie ein Kleid
Flutend in Seligkeit.

Der Ueberwinder. Roman von Alfons Aeby.

25

So dämpften gegenseitige Geheimnisse und entgegengesetzte Grundanschauungen die frohe Intimität der Verlobungstafel. Die Welt der fremden Länder, auf Reisen erschaut und in Zeitschriften in Wort und Bild empfangen, waren der einzige Pol, um den sich ein Gespräch ungezwungen drehte. Endlich fand man sich, als die Konversation auf die letzte Mustermesse hinüberglitt.

Claire hörte der eifrigen Aussprache ohne ein Wort der Einwendung zu.

Die kühle Berechnung der Männer lockte erneut das Bild des gemütvollen Lehrers Lothar in den Kreis. Sie erkannte wiederum, wie verschieden geartet die Brüder seien, gab Lothar noch immer den Vorzug, aber in ihrer gesunden Einstellung für ein Leben, das in eine harte Wirklichkeit und in eine sichere Gegenwart eingestellt werden mußte, gewann sie die Ueberzeugung, ihren zukünftigen Gemahl für die Nächsten- und die Bruderliebe gesund zu erziehen. Unerträglich wäre ja sonst das Leben neben einem Manne, der mit den Mitmenschen wie mit Zahlen rechnete. Nun bot ihr die Ehe eine Aufgabe. Es lockerte sich der Krampf, der ihr Herz in der Erinnerung umspannt hielt. Heiter erhob sie sich und ging in ihr Mädchenzimmer, um sich für eine Ausfahrt mit dem Verlobten umzukleiden.

Inzwischen schlürften der Direktor und sein Schwiegersohn im Rauchsalon den Kaffee.

„Was meinen Bruder betrifft", sagte der Statthalter, „wird Ihnen bekannt sein, daß wir nicht dieselben Anschauungen hegen. Die Anfeindungen anläßlich der Wahlkampagne im Landboten waren angriffig und verletzend."

„Ihr Bruder führt eine gute Feder", entgegnete der Direktor boshaft. „Ja, es war scharfer Pfeffer, was in unserem Leibblatte stand. Wir haben ehrlich gefochten und grundsätzlich ganz unpersönlich." Er zwinkerte schlau: „Sie haben wohl den Wunsch, daß ich den Lehrer, Ihren Bruder, als Korrespondenten liquidiere?"

„Ich dürfte es vielleicht verlangen."

„Das wird auf keinen Fall geschehen", entgegnete Hollmann knapp.

Der Statthalter wurde in seinen Wünschen noch präziser: „Es wäre auch zu hoffen, Herr Direktor, daß Ihre Zeitung meiner Gesinnung verwandter würde, eben in Rücksicht auf die leibliche Verwandtschaft."

Der Direktor hob den markanten Kopf. Aus seinen Augen sprühte ein unnachgiebiger Wille. Sein Gesicht wurde hart wie Basalt: „Herr Statthalter, heiraten Sie meine Tochter oder meine Zeitung?"

Karl beschwichtigte rasch: „Selbstredend die Tochter, aber Sie begreifen, Herr Direktor, ein geeichter Politiker opfert seine Gesinnung nicht um Frauenliebe."

„Ich will allseits das Beste hoffen", sagte der Direktor ernst. Fast wollte er bereuen, sein Jawort gegeben zu haben. Er kannte den Wert seiner Tochter; ein Weib, wie der Frauenkenner Hollmann nie einem edleren begegnet war.

Als aber Claire erschien und aufrecht und entschlossen neben dem Verlobten stand, größer als dieser, da bangte er nicht um die geliebte Tochter. Er verabschiedete sich fühlbar kühl vom Statthalter, um so herzlicher aber von seinem Kind.

Claire war überrascht. Kaum war der Wagen in Bewegung, so fragte sie neugierig: „Habt ihr politisiert?"

Karl entgegnete, seinen Blick starr auf die gerade Straße gerichtet: „Wir hatten eine kleine Diskussion wegen des Landboten und wegen des Schreibhelden Waldauer."

Claire schwieg. Der Mann an ihrer Seite verbiß gleichfalls jedes Wort. Das war die erste Mißstimmung zwischen Ihnen. In die Ecke gelehnt, beobachtete Claire den Verlobten und sah mit Widerwillen sein Gesicht hart werden. Aber ihr Feingefühl sagte ihr auch, daß der Mann an Eifersucht litt. Also auch Schwächen; das war gut! Es entsprach nicht ihrem willensstarken Charakter, zu grollen und zu schmollen. Sie verbiß jeden Schmerz. Mit klarer und ruhiger Stimme fragte sie ihn nach dem Stand der Gewerbeausstellung, die für das Land veranstaltet werden sollte.

Da war er im Element. Dankbar sah er sie an für die Aufmerksamkeit und erteilte liebenswürdig und weitschweifig Aufschluß, weil er Initiant und Ehrenpräsident der Veranstaltung war.

So wollte sie ihn unentwegt für ihre Art erziehen, selbst wenn ihr Herz blutete, denn sie wünschte sich nicht nur einen starken, sondern einen guten und gütigen Mann.

28. Kapitel.

Lehrer Fridolin und sein Freund Lothar streiften durch Wiese und Wald und rasteten auf einem Hügel, der eine herrliche Rundsicht aufschloß in die Sommerfülle des Landes.

Fridolin hoffte, Lothar würde das Schwere, das er ihm mitteilen mußte, in Gottes freier Natur leichter ertragen, als in der Enge von vier Wänden.

Als sie unter der Höhenlinde auf der Bank saßen und ihre Augen sich gesättigt hatten, spann Fridolin die bereits eröffnete Aussprache weiter fort: „Schau, da liegt manches schöne Dorf, das dir zu einer neuen Heimat werden kann. Du solltest unbedingt fort von Römerswyl."

Diese Notwendigkeit war nicht zum ersten Male zwischen ihnen erörtert worden.

Lothar erwiderte: „Wenn Wollen und Müssen Können wäre, dann wollte und müßte ich können."

„Dein Wollen macht die Verwirklichung leichter. Wir schlagen dich vor als Lehrer unserer neuen Bezirksschule."

„In die neue Schule? Du überschätzest mich."

„Du wiegst uns Pädagogen sämtliche auf", sagte Holzer ehrlich. „Du bist ein gottbegnadeter Lehrer. Du regierst die Kinder wie die Finger an deiner Hand. Das rühmt man landauf, landab. Ich selbst habe viel von dir gelernt. Ja, gewiß, wie er räuspert, wie er spuckt, das habe ich gerne abgeguckt. Unsere Konferenz wird für dich einstehen, auch unser Inspektor."

„Auch der Inspektor?" verwunderte sich Lothar.

„Ja, er trägt dir deinen Angriff auf die Phalanx der Inspektoren nicht nach. Er ist dir gut gesinnt, weil er Talent und Arbeit schätzt. Er weiß, daß für dich kein Inspektor nötig wäre, aber es sind nicht alle wie du."

„Ja, ich bin ein eigener Kauz", sagte Lothar und ließ den Kopf hängen.

„Wie meinst du das?" fragte Fridolin gespannt. Vielleicht hatte Lothar bereits das Schwere erkannt, worüber er mit ihm sprechen mußte.

„Ich passe nicht in diese Welt", bemerkte Lothar. „Ich habe auch nicht die Macht, sie zu formen, wie ich sie mir wünschte. Alle fallen von mir ab, alles mißlingt mir."

„Soll und Haben buchen sich im Konto eines jeden Menschen. Warum bist du so mutlos?"

„Meine große Rede an der Konferenz war Rauch. Ich wurde auf der ganzen Linie verlacht und verspottet."

„Die Geschulten belächeln gern, was nicht just in ihren Kram past. Ich habe ja selbst meine interessanten Forschungen des Belächelns wegen verheimlichen müssen."

„Meine Gegner sind gefährlicher."

„Du meinst deinen Bruder?"

„Auch ihn, er ist nun auch Erziehungsrat. Er ist mein Feind."

„Seid ihr nicht Christen und Brüder? Du bist voll Menschengüte und guten Willens. Du tust den ersten Schritt zur Versöhnung und sprichst bei ihm vor."

„Ich kann nicht kriechen."

„Dann bist du stolz, mein Lieber."

„Stolz, schau mich an." Er hatte es nicht nötig, sich in klägliche Position zu stellen. Er sah mager und verhärmt aus, war unrasiert und trug ein schäbiges Gewand. „Die äußere Eitelkeit kenne ich nicht mehr, du siehst, ich vernachlässige mich fast, weil ich es mir nicht anders leisten kann."

„Ich helfe", sprach Holzer eifrig, „es geht mir besser, dank meiner unermüdlichen Studien und meines so oft verhöhnten Forschens.

„Ja, der verachtete Floh hat dich vor dem Ruin gerettet. Der Floh war gütiger, als mancher Mensch es ist. Wenn wir Menschen es nur besser verständen, das Kleinste auf der Welt zu würdigen, dann wären wir reicher im Großen. Behalte, was du dir im Schweiße deiner Arbeit erworben hast. Ich nehme keinen Rappen an. Mein innerer Stolz muß mir wenigstens erhalten bleiben. Wenn ich den opfere, dann ist es mit mir aus."

Nun wiederholte der Freund, auf sein Ziel lossteuernd: „Denke vor allem an deine Familie, Lothar!"

„Ja, meine Familie", wiederholte Lothar bitter, stützte den Kopf und versank in Nachsinnen.

„An deine Frau und das Kind."

„Das Kind", rief Lothar innig.

„Und die Frau."

„Und die Frau", wiederholte Lothar langsam und schwer. Fridolin betrachtete ihn mit innerster Teilnahme und wagte endlich die Frage: „Sag, wie stehst du nun zu deiner Frau? Meine Frage klingt unbescheiden, aber ich bin dein Freund."

„Lothar schüttelte traurig den Kopf: „Es fehlt der Segen, der Frieden. Ich habe alles versucht, Ruth will mich nicht verstehen, aber im Grunde ist Ruth gut."

„Die Liebe macht blind, Lothar, und du bist blind. Du weißt, daß deine Frau dir den Frieden nicht schenkt, den du verdienst."

„Wer weiß immer, was er verdient", entgegnete er nachdenklich.

„Sie hält deinen Haushalt nicht in Ordnung, wie es sich geziemte."

„Zu einem ordentlichen Haushalt braucht es viel Geld." Er sagte es mit schmerzlicher Ironie.

„Sie schätzt deine Fähigkeiten nicht, dein gutes Herz und deine geistige Arbeit nicht. Sie liebt dein Kind nicht."

Lothar war totenblaß geworden. Die Rede des Freundes entblößte das Verborgenste.

Aber Holzer hämmerte weiter. Er wußte sich in dieser Qual des Mitfühlens und Mitleidens mit dem Freunde keinen andern Weg, als sicher und unnachgiebig die Wahrheit bloßzulegen.

„Hier versagt dein psychologischer Blick", sprach er, „du ahnst nicht einmal, was vor sich geht, wenn du selbst zu Hause bist."

„Kindererziehung", lachte Lothar bitter.

„Und dann, wenn du die Kindererziehung besorgst, und sie schmuck und sauber ausgeht, abends spät?"

„Sie soll ihre Freiheit haben. Ihr Charakter hat sich übrigens in letzter Zeit gebessert."

„Gebessert, um dich zu täuschen."

Lothar erhob sich jäh: „In welcher Hinsicht?"

„In der schlimmsten, sie ist dir nicht treu."

„Unmöglich, Holzer, du lügst", keuchte Lothar.

„Nicht so hitzig und ungerecht", mahnte Holzer und faßte des Freundes Hand. „Sei mutvoll und stark, höre, man munkelt von Beziehungen zwischen deiner Frau und Franz Hollmann."

Lothar glotzte auf den Freund. Seine Augen schienen ausgebrannt. Endlich sagte er: „Das könnte möglich sein, aber es ist nicht, es darf nicht."

„Ich rate dir, überwache Ruth und sprich auch gelegentlich mit ihr darüber."

„Schweig, schweig", schrie Lothar und lief plötzlich davon, in die Richtung von Römerswyl.

Er sprang wie ein Irrsinniger, querfeldein, abseitige Wege, damit er niemandem begegne. Er glaubte an ihre Untreue und verwarf im nächsten Augenblicke ebenso bestimmt den schändlichen Betrug. Sie konnte nicht so falsch, so unwahr sein, so gemein handeln. Und — dennoch? Er dachte an die frühere Liebschaft Ruths mit Franz, an die Liebesszene in der Villa, an ihr seltsames Benehmen in Locarno.

Er stürmte durch Matten und Felder.

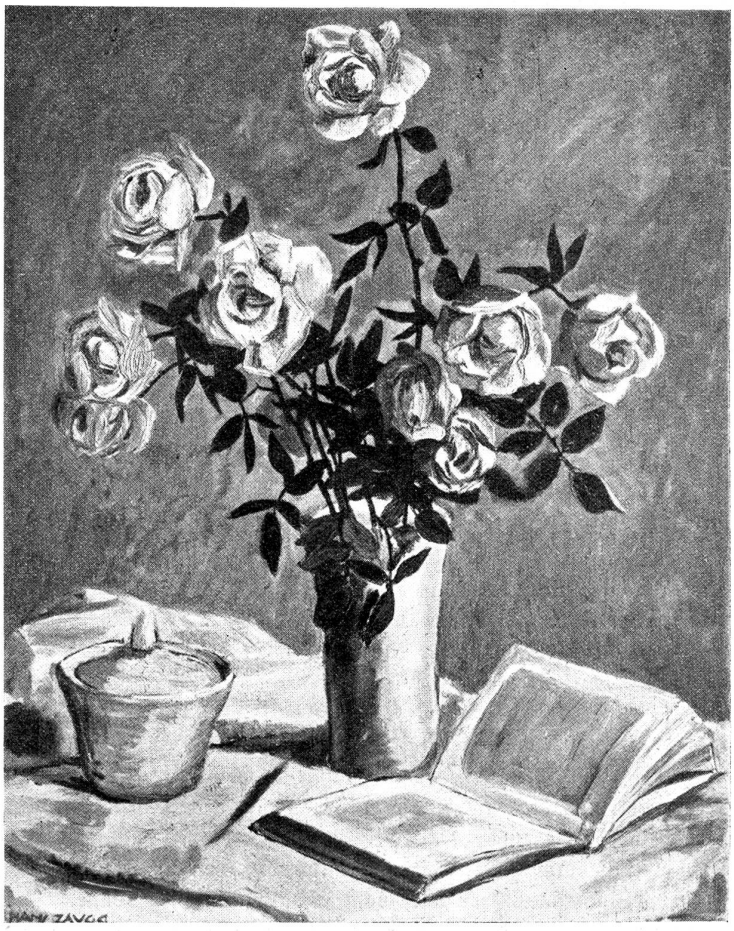
Er hatte seiner Frau mitgeteilt, daß er wahrscheinlich erst spät abends zurückkehren werde. Wenn er sie nun überraschte? Eine namenlose Angst und Wut überfiel ihn, er keuchte, schrie und weinte. — — —

Da war das Haus. Er lief vom Wege ab, sprang durch das hohe Gras der Wiese und wollte in die Wohnung stürzen.

Der Kleine spielte vor der Haustüre.

Er stutzte und fragte tonlos: „Wo ist die Mutter?" Stöhnend lehnte er gegen die Wand.

Ehe das erschreckte Kind Antwort geben konnte, trat Ruth aus der Küche. Sie trug einen Zuber mit Wäsche und war von der Arbeit erhitzt. Sie erblickte ihren Mann.



Hans Zaugg, Bern: Der Rosenstrauß.

Er lehnte an der Wand und schien verhärmt und zerrüttet. Sie starrte ihn verwundert an.

„Was gibt es wieder?" fragte sie hart und stellte das Geschirr nieder.

Er sah sie lange an, mit einem Blick der Verzweiflung. Er konnte den Verdacht unmöglich äußern. Sie wiederholte die Frage.

„Nichts, nichts", gab er Bescheid.

„Nichts", spottete sie, „und wie siehst du denn aus!"

„Es ist mir nicht gut."

Sie entgegnete ungeduldig: „Das kommt von deinem nervösen Essen, von der Unruhe, von deinem Grübeln und Studieren um Dinge, die keinen Sinn haben."

„Ja, das kommt davon", bekannte er, jeder Argwohn war verflogen. Er tat ihr innerlich Abbitte; sie konnte nicht schuldig sein.

Sie hob streng den schönen Kopf und strich mit leichter Gebärde ihre Kräuselhaare aus der Stirn. „Wo kommst du nun wieder hergerannt wie nicht gescheit?"

„Unsere Angelegenheit war früher in Ordnung."

Sie trotzte: „Welche Angelegenheit? Mit wem? Mit deinem verrückten Freund, dem Moralprediger Holzer, der mich ansieht, als wolle er mich erdolchen; der Narr, der dir den Kopf mit verrückten Ideen füllt, der — — —"

„Lehrer Holzer ist ein rechter Mann, Ruth."

„Ein toller Lehrer wie du, halb verstört, voll Größenwahn und Einbildung, aber in Wirklichkeit könnt ihr doch

beide nichts. Darum bleibt ihr mit all eurer Gescheitheit arme Teufel."

„Rechtschaffenheit, Ruth", verbesserte er mit bedeutungsvollem Blick.

„Ich pfeife dir darauf, wenn man dabei darben muß."

„Das sagst du, Ruth, du?"

„Ja, das sage ich."

„Ruth", sagte er mit zitternder Stimme und näherte sich ihr, „Ruth, könntest du um des Geldes willen schlecht sein, um des Geldes willen?"

Flammende Röte übergoß ihr Gesicht. Aber sie blickte ihren Gatten mit weitoffenen Augen an und fragte lauernd: „Traust du mir zu, ich könnte so handeln?"

„Ruth", sagte er langsam und beschwörend, „ich glaube, daß du gut bist, aber — — —"

Sie fuchtelte mit den Armen: „Glaube, was du willst. Aber sorge dafür, daß wir aus diesem Dorfe herauskommen. So eng, so klein, so verschupft, so armselig leben wir hier, ohne Freude; ich darbe wie eine Magd."

„Wenn du mich und das Kind liebst — — —"

„Liebst, liebst", schrie Ruth heraus. „Dummes Geschwätz, leben will ich, leben!"

„Ruth", rief er drohend.

„Sie stieß den Zuber mit dem Fuße um. Das Wasser spritzte heraus. Das Bübchen begann zu weinen.

„Verfluchtes Elend", schrie Ruth wütend, floh und schloß sich in die Küche ein.

Lothar nahm das weinende Kind auf den Arm und trat vor das Haus. Er wich vom Schatten in die Sonne. Er wollte das Entsetzliche einer Untreue nicht glauben.

(Fortsetzung folgt.)

Johannisnacht.

Von Irmela Linberg.

„Schlafengehen, Kinder, es ist Zeit!"

Fräulein Hansen, die mit strenger Stimme aus dem geöffneten Fenster gerufen, verschwand wieder im Dunkel des Zimmers.

Mit schlenkernden Armen trollten die beiden Mädchen ins Haus. Sie baten heute nicht einmal um noch fünf Minuten; ließen sich ruhig auskleiden. Die Mama kam und hörte ihr Abendgebet an. Dann war es dunkel im Zimmer, vor dessen geöffneten Fenstern die Gardinen sich leise blähten und die würzig nach frischem Heu duftende Sommerluft einströmen ließen.

„Hilde —" rief Trude leise und richtete sich auf.

„Ja —" erwiderte die Zwillingsschwester.

„Wir müssen wach bleiben! Wir wollen lieber sitzen."

„Du hast recht, sonst werden wir am Ende doch müde."

„Wenn die Hansen wüßte — hi—hi—"

„Pst!"

Draußen klangen Schritte auf und verhallten wieder. Fernher vom Strande tönte das leise Spiel einer Ziehharmonika.

Die Schwestern saßen stumm, die Arme um die Kniee geschlungen.

„Hast du gehört — jetzt!" fragte Hilde plötzlich. „Sie gehen!"

Eine Tür fiel ins Schloß. Schritte schlürften über den Kies. Gespräch und Lachen verklangen. Im Jasmin begann eine Nachtigall zu singen. Leises Rascheln ließ den Vogel auf einmal verstummen. Ein Pfiff durchschnitt die Stille.

„Er ist's!" rief Trude und war mit einem Satz aus dem Gitterbett gesprungen. In ihrem weißen Nachthemd beugte sie sich aus dem Fenster.

Noch einmal erklang der Pfiff.

„Krisch?" fragte Trude.

„Kommt ihr?"

„Wir sind gleich fertig. Hilde, mach rasch!"

Sie warfen ihre blauen Leinenkittel über, nahmen die Schuhe in die Hand und stiegen über das Gesims.

Krisch lief gebückt den Gartenweg bis ans Ende und kroch durch ein Loch in der Hecke. Die Schwestern folgten ihm. —

Auf der Straße war es viel heller als unter den Obstbäumen.

„Hierher!" befahl Krisch und verschwand in einem Graben. Trude und Hilde sprangen ihm blindlings nach. Tau umsprühte sie. Auf dem Grunde des Grabens quatschte es sumpfig; erschrockene Frösche schlüpften beiseite.

Lange — so schien es ihnen — währte dieser Gang. Manchmal wateten sie durch Wasser, manchmal schlug scharfes Gras um ihre Waden; dazwischen auch mußten sie unter niedrigen Brücken hindurchkriechen. Aber all das war seltsam erregend und voller Abenteuer.

Endlich half Krisch den beiden aus dem Graben heraus. Betäubender Wohlgeruch schlug ihnen entgegen. Weich glitten ihre Füße durch blühenden Klee. Dann tauchten groß — bei weitem größer als am Tage — die Schattenrisse weidender Pferde auf, und plötzlich sprang ein dunkles rundes Etwas durch das hohe Blättergewirr und schmiegte sich mit ersichtlichen Zeichen höchsten Entzückens wollig und warm an die Beine der Kinder.

„Kusch dich, Leda", befahl Krisch streng und stolz zugleich.

„Das ist sie", stellte er vor, „treu wie Gold. Und hier — mein Heim!"

Eine Hütte auf Rädern gähnte sie aus schwarzer Oeffnung an.

Die Kinder huschten in das Loch und schmiegten sich in einen zottigen, alten Schafpelz, der mancherlei Gerüche in sich vereinte.

„Ich habe die Bude nach Osten gedreht", erklärte Krisch. „So haben wir freien Blick auf den Strand. Da geht nämlich die Feier vor sich. Ihr werdet alles genau so gut sehen können, als wären wir mit dabei. Der Stallmeister wird den Pfahl aufrichten. Er ist der Stärkste auf dem Hof ..."

„Bist du des Nachts immer ganz allein hier?" fragte Trude

„Was denkst du! Der Stallmeister hat doch die Sommerhütung, und — Leda natürlich. Ich muß immer sehr betteln, um mitgenommen zu werden. Aber heute paßte es ihm, denn er wollte ja zur Teertonne. So sind die Erwachsenen!"

„Genau wie bei uns", sagten die Mädchen wie aus einem Munde.

Krisch schnalzte mit der Zunge. „Na, Herrschaftskinder dürfen doch manches mehr als unsereiner."

„Wieso?" widersprach Trude. „Denke doch zum Beispiel an heute. Und auch sonst. Wenn es Wein gibt, Kaffee, Likör — immer ist es für Kinder ungesund ..."

Krisch kicherte lustig auf. „Da hast du mich auf einen guten Gedanken gebracht. Der Alte hat doch seine Pulle hier gelassen. Aus der kosten wir mal."

Der Junge langte in die Ecke nach einer Flasche und entkorkte sie.

Trude nahm den ersten Schluck. Sie krächzte etwas, sagte jedoch nichts. Hilde quickte und spuckte aus. „Das brennt ja haarig!"